Country à la Johnny Cash

John Schmid: der Herzenfänger

„MEEDLI, WITT DU HEIRE?“: Der deutschstämmige Barde John Schmid aus Ohio ist immer wieder zu Gast im Land seiner Ahnen, die aus Königsbach stammen. Foto: Hahnfeldt

Am Tag, als Johnny Cash starb, saß John Schmid in seinem Bus, er war auf dem Weg von North Carolina zu einem Konzert nach Maryland, und es war 1 Uhr morgens, als er die Nachricht vom Tod des Country-Stars im Radio hörte. Zuerst erfasste ihn tiefe Trauer, dann fühlte er große Dankbarkeit. Für dessen Leben. Für sein Leben. Am nächsten Tag beim Konzert in Grantsville dann, es war der 12. September 2003, sang er eine 30-minütige Hommage für den Mann in Schwarz.

Für Schmid war Cash ein Seelenverwandter. Durch ihn fand er den Mut zum Singen. Von ihm lernte er, Lieder zu schreiben. Durch ihn fand er zum Glauben. Ohne Cash wäre John Schmid ein anderer geworden. Er verdankt ihm, wenn man so will, sein Leben.

John Schmid, 69 Jahre alt, sitzt in seinem Haus in Ohio, vor ihm steht eine Tasse Kaffee, er lümmelt sich an den Küchentisch, er sieht aus wie man sich einen Country-Sänger in den Tiefen der USA vorstellt. Mit Jeans, kariertem Hemd, seine Füße stecken in braunen Boots. Im Gesicht ein sympathisch-schiefes Lächeln, es ist das Lächeln von jemandem, der mit sich im Reinen ist. Den Abend zuvor hatte er für Bekannte auf einer Familienfeier gesungen, es war spät geworden. Es war ein guter Abend gewesen.

Zusammen mit seiner Frau Lydia lebt John Schmid in Holmes County. Es ist die Gegend, in der die Orte Walnut Creek, Sugar Creek und – Zufälle gibt's – Nashville heißen. Die Farmen liegen dort verstreut an flaschengrünen Hügeln, sanft schmiegen sich die Kurven ins Land, alles liegt so friedlich da, als könnte auf der Welt nie etwas Böses geschehen.

Holmes County ist neben Lancaster County in Pennsylvania die Region mit der weltweit größten Amish-Population. 50 000 Amish leben dort, die Strenggläubigen etwa, die alle technischen Errungenschaften der Neuzeit scheuen, die ohne Licht und Wasseranschluss in ihren Häusern leben oder die Gemäßigten, die zumindest Petroleum- und gasbetriebene Kühlschränke erlauben. Und mittendrin nun John Schmid mit seiner Frau und seinen Liedern.

Er ist in der Gegend geboren, er ist hier aufgewachsen, und von den Amish lernte er Pennsylvania Dutch singt, jene Mundart also, die ihren Ursprung in Deutschland hat, John spricht es heute fließend.

Ihn zu treffen, grenzt an ein organisatorisches Wunder. 200 Konzerte pro Saison sind keine Seltenheit, viele kleine sind darunter, manche große; es verschlägt ihn dafür quer über den Kontinent, wie neulich etwa, als er durch Lateinamerika tourte und in Guatemala und Mexiko Station machte. Wenige Tage später saß er schon wieder im Studio und nahm „¡CORRE“ auf, die spanische Version eines Liedes des amerikanischen Songwriters Steve Chapman, im Internet kann man sich hinein hören. In guten Wochen ist er zwei Tage am Stück zu Hause, an schlechten sitzt Lydia allein in dem wunderbaren Haus im viktorianischen Stil, dann streicht sie den Kamin, und John postet dann später stolz die Bilder. Schmid ist eine Art Handelsreisender, seine Ware ist die Musik. Und die Musik ist sein Leben.

Man muss ihn nur einmal zu einem seiner Auftritte begleiten. Dann steht er dort oben auf der Bühne, seine warme tiefe Stimme legt sich wie eine Decke über die Szenerie, und es braucht nur wenige Augenblicke, dann hat er die Menschen gefangen. Er erzählt ihnen von der Liebe, er redet von Partnerschaft und dem Traum von einem besseren Leben im Glauben. Er wirkt locker, er wirkt, als habe er im Leben nie etwas anderes getan.

Er war zehn Jahre alt, als er das erste Mal die Ballade „Teenage Queen“ von Johnny Cash hört. Es geht darin um ein junges Mädchen, das mit seiner Schönheit die Jungen in der Stadt betört, „but she loved the boy next door, who worked at the candy store“. John beeindruckte diese kleine große sentimentale Story so sehr, dass er sie bis heute nicht vergessen hat. Er selbst sei damals noch kein guter Sänger gewesen, sagt er. Die Lieder in der Schule waren entweder zu hoch oder zu tief für ihn, und bis er schließlich seine eigene Stimme fand, vergingen Jahrzehnte. Dazwischen arbeitete er als Klempner, er baute Scheunen, er gründete eine Familie, drei Kinder zog er groß, und als er nach sieben Jahren als Missionar in Costa Rica in die USA zurückkehrte, änderte er nach einer beruflichen Krise sein Leben. Er entdeckte die Bühne für sich, er begann wie sein Vorbild Cash in Gefängnissen für die Insassen zu singen.

Viele seiner Lieder sind Country-Songs in alter Cash-Tradition. Seine Lieder heißen „The Outlaw“, „Desperado“ oder „I Love You Lord“, immer wieder geht es um Freiheiten und Zwänge, um die große Liebe und die kleinen Fluchten, und es sind Geschichten wie diese, in denen sich die Menschen wiederfinden. Er spielt damit vor ausverkauften Hallen. Sein bisher erfolgreichstes Album aber heißt „In Dutch“, eine Sammlung von pennsylvanisch-deutschen Liedern. Viele dieser Songs sind sehr alt, von Generation zu Generation überliefert. Und fragt man ihn nun, warum er begann, ausgerechnet Dialekt zu singen, erzählt er von dem Moment, als er auf der Bühne mehr aus einer Laune heraus das Volkslied „Meedli, witt du heire?“ sang. Nach dem Konzert kamen die Menschen zu ihm und fragten: „Hoscht du meh deitsche Lieder?“, und so kam eins zum anderen. Noch mehr Lieder. Eine CD. Noch mehr CDs.

John lehnt sich zurück, vor sich hat er ein Buch aufgeschlagen, das eine Spur dorthin legt, wo alles begann. Denn wenn ihm neben der Musik und seiner Familie etwas wichtig ist, dann ist es seine eigene Geschichte. Und dass sie ihren Ursprung tatsächlich bei Adam und Eva hat, ist das Wunderbare daran, in diesem Buch nun kann man es genau nachlesen. Adam Schmid, 1829 in Königsbach bei Karlsruhe geboren. Ausgewandert mit dessen späterer Frau Eva Maria Streng, geboren 1824 in Württemberg. Zusammen begründeten die Beiden die neue Schmid-Generation in Amerika.

Immer wieder zieht es ihn auch nach Deutschland. Dann tourt er durchs Land, er singt seine Lieder, und es war auf einer Reise wie dieser, als er eines Tages dann tatsächlich in Königsbach stand, und noch heute erinnert er sich an das Gefühl am Grab seines Ur-Ur-Großvater, er spürte: „I am somebody. I came from somethere. I belong.“ Es muss ein eigenartiges Erlebnis gewesen sein. Er erlebte sein eigenes Wunder.

„Home“ heißt sein aktuelles Album. Er sagt: „Natürlich ist es nicht das Wichtigste zu wissen, wer du bist und woher du kommst. Das Wichtigste ist zu wissen, wohin du gehst und zu wem du gehörst.“ Er lächelt. Er sieht jetzt aus wie Johnny Cash. *Marion Hahnfeldt*

Victoriasee

Wo im Trüben nach Sex gefischt wird

FISCHE FÜR SEX: Die Fischer am Victoriasee nutzen die Armut der Händlerinnen aus. Fotos: dpa

Hunderte von Frauen warten am Strand. Mit ihren leeren Plastikeimern im Arm schweift ihr Blick über die Wellen, die sich auf dem Wasser kräuseln. Hölzerne Fischerboote fahren auf das Ufer zu, bis oben beladen mit Omena, kleinen Sardinen-ähnlichen Fischen, die im Victoriasee leben. Am Ufer angekommen, scheinen die Händlerinnen genau zu wissen, welchem Fischer sie Omena abkaufen können. Ihre Körbe werden schnell mit den glitschigen Fischen gefüllt und abtransportiert.

Der wahre Preis aber, den die Frauen bezahlen müssen, ist nicht zu sehen. Darüber wird am Strand von Sindo nicht gesprochen, doch alle wissen es, es gehört einfach zum Job dazu: Sex. „Man muss seinen Körper verkaufen“, sagt Perez Anjango. Sie grinst breit, zeigt ihre große Lücke zwischen den zwei Vorderzähnen. Nicht, weil es eine schöne Erinnerung ist. Sondern, weil es für Frauen wie Anjango, die im Westen Kenias am Victoriasee leben und Fischhandel betreiben, selbstverständlich ist. „Ich musste es tun“, sagt die Frau, die ihr Alter auf 55 schätzt; genau weiß sie es nicht. Sie war als junge Frau rund 15 Jahre lang Fischhändlerin. „Man kriegt keinen Fisch, ohne mit den Fischern befreundet zu sein.“

„Freundschaft“, so nennen es die meisten Frauen. Offiziell heißt es Jaboya: Es ist die Praxis, als Händlerin mit Fischern Sex zu haben, um sich Fisch zu sichern. Das Phänomen ist rund um den Victoriasee weit verbreitet, dem größten See Afrikas, der in Kenia, Uganda und Tansania liegt. Hier sind das Fischen und der Fischhandel die wichtigsten Lebensgrundlagen. Doch Überfischung und Umweltverschmutzung belasten seit Jahrzehnten den See. Zudem sind seit der Einführung des Victoriabarsches in den 1950ern und 1960ern die Bestände etlicher anderer Fischarten dramatisch gesunken. Und wegen der wachsenden Bevölkerung rund um den See müssen Fische immer mehr Menschen als Lebensunterhalt dienen.

SIE HAT ES GESCHAFFT: Perez Anjango, eine ehemalige Fischhändlerin, besitzt jetzt ihren eigenen Fischteich.

Wann und warum sich Jaboya genau etabliert hat, ist unklar. Irene Ojuoks Theorie: „Die Nachfrage nach Fisch konnte irgendwann einfach nicht mehr gedeckt werden“, sagt die Expertin der Organisation World Vision (WV). Der Wettbewerb um den Fisch war groß, die Jobmöglichkeiten waren limitiert. Da konnten sich die Fischer aussuchen, was sie von den Händlerinnen verlangen wollten, wie Ojuok sagt. „Also wurden die Frauen Opfer dieser Umstände.“ Die Praxis hat teilweise tödliche Konsequenzen. „So viele Frauen haben Krankheiten bekommen“, erinnert sich Anjango an ihre Erlebnisse. „Einige sind wegen dieser Arbeit gestorben.“

Etwa 1,5 Millionen Kenianer leben dem Gesundheitsministerium zufolge mit HIV, etwa 5,9 Prozent der Menschen älter als 15. Die mit Abstand höchsten HIV-Raten finden sich in der Region um den Victoriasee. Im Bezirk Homa Bay, wo Sindo liegt, sind 26 Prozent der Menschen HIV-positiv. Das Virus verursacht die Immunschwächekrankheit Aids. „Das Jaboya-Problem ist einer der Hauptfaktoren bei den hohen HIV-Raten in der Region um den See“, sagt Ojuok.

Am Strand von Sindo, etwa anderthalb holprige Autostunden von der nächsten größeren Stadt Homa Bay entfernt, fahren die Fischer tief in der Nacht mit ihren Booten raus. Frühmorgens landen sie dann mit ihrem Fang an den Stränden, wo die Händlerinnen auf ihre Fischer warten. Man gehe vorher zu einem Fischer, um mit ihm zu schlafen, erklärt Anjango. Somit könnten sich die Frauen sicher sein, dass sie nicht mit leeren Händen ausgehen. Wenn man eine besondere „Freundin“ eines Fischers sei, bekomme man vielleicht etwas mehr als andere, sagt die Mutter von drei Kindern. Oder man kommt als Erste dran und erhält den frischen Fisch, der sich besser auf dem Markt verkauft.

Der Sex ersetzt aber nicht das Geld. „Man muss mit einem Fischer Sex haben. Aber auch nach dem Sex muss man ihn bezahlen“, sagt Caroline Alima. Wie Anjango war die 38-Jährige lange Fischhändlerin. „Also ist der Sex quasi kostenlos.“ Ein voller Eimer, etwa 35 Kilogramm Omena, kostet meistens 1 000 Schillinge, rund 8,50 Euro.

Dass „manche Frauen“ auch an seinem Strand mit Fischern Sex haben, räumt auch der örtliche Behördenleiter vom Sindo Main Beach, Collins Ochieng, ein. Es passiere heimlich. Viele der Händlerinnen seien sehr arm, etliche seien Witwen. „Die Frauen versuchen durch jegliche Mittel an Fisch heranzukommen“, meint er. Und das Problem werde immer schlimmer, da die Bevölkerung weiter wachse.

Die Sonne steht inzwischen hoch und knallt auf den Strand. Die meisten Händlerinnen haben ihren Eimer Omena ergattert. Mithilfe anderer Frauen legen sie große Netze auf dem Sand aus und befestigen diese mit großen Steinen. Die Fische müssen getrocknet werden, nur so können sie später auf dem Markt verkauft werden. Bleiben sie zu lange feucht, sind sie verdorben.

Das Problem von Jaboya an sich zu bekämpfen, scheint kaum möglich. Doch World Vision und andere Organisationen können immer mehr Frauen davon befreien, indem sie ihnen zu anderen Berufen verhelfen. Anjango und ihr Mann etwa züchten seit vergangenem Jahr Fische. Das Leben sei nun viel leichter, sagt sie und blickt zufrieden auf ihren Teich, etwa so groß wie ein halber Tennisplatz. „Man verdient mehr und die Arbeit ist viel leichter.“ Nur wenige Meter dahinter liegt das Ufer des Victoriasees, der jahrelang ihr Einkommen garantierte, aber ihr auch Scham und Schmerzen bereitete. Eine ihrer Töchter ist heute auch Fischhändlerin. Doch sie kaufe nur auf dem Markt, sagt Anjango. „Sie hält sich ganz weit von den Stränden fern.“ *Gioia Forster*